

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Bunda, Martyna
Das Glück der kalten Jahre

Roman
Aus dem Polnischen von Bernhard Hartmann

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-42887-0

SV

Martyna Bunda
Das Glück der kalten Jahre

Roman

Aus dem Polnischen von
Bernhard Hartmann

Suhrkamp Verlag

Die Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel
Nieczułość bei Wydawnictwo Literackie in Krakau.

Erste Auflage 2019

Copyright © Martyna Mistrz-Bunda, 2017

© Suhrkamp Verlag Berlin 2019

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch
einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch
Fotografie, Mikrofilm und andere Verfahren) ohne schriftliche Ge-
nehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elek-
tronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42887-0

Das Glück der kalten Jahre

*Meiner Mutter, meiner Schwester, meinen Töchtern,
unseren Großmüttern, Tanten, Freundinnen*

WINTER

Ilda

Es war wohl Truda, die zweitälteste Schwester, die auf die Idee kam, die Rosen über Nacht in einen Eimer mit Tinte zu stellen. Etwas Farbe für die Symbolik, sagte sie. Wenn sie schon den letzten ihrer Männer beerdigten. Und es war wohl Gerta, die Älteste, die hinzufügte, ihr Kranz müsse zuoberst liegen. Vor der Messe steckte sie einem der Küster fünfzig Zloty in die Tasche, damit er nicht vergaß, welche Blumen oben liegen sollten. Der Küster, ein begriffsstutziger Kerl mit schlurfendem Gang, machte seine Sache gut, er breitete sogar die Bänder der Trauerschleife pietätvoll über die Seiten des Sarges. Auf ihnen stand: »Die Kaltherzige«.

Winter 1979. Ein nasser, nicht enden wollender Februar. Die gefärbten Rosen und die zwei weißen Plastikbänder landeten tatsächlich ganz oben auf dem Stapel, über den Lilien mit dem Schriftzug »Die treue Gattin« und den zahllosen Blumen, die man »Dem großen Bildhauer«, »Dem Stolz der Region«, »Dem Schöpfer der Unbefleckten« oder »Dem großen Sohn Pommerns« mit ins Grab gab. Doch was war das gegen »Die Kaltherzige«?

Anschließend gingen die Schwestern im Gleichschritt, Arm in Arm, und stützten Ilda, die jüngste. Links ging Truda, sonst der Mittelpunkt des Universums, mit munter hin und her schlenkernden Ohrringen, nun ausnahmsweise gesammelt und still. Rechts Gerta, immer wachsam, was die Leute sagten, an diesem Tag von allen die aufrechtste,

kerzengerade. In der Mitte Ilda. Seltsam klein und zerbrechlich, trotz ihres wahrlich imposanten Busens, den man im Städtchen noch aus Zeiten kannte, in denen sie ihn in eine Lederkombi gezwängt hatte. Und vorneweg er, Tadeusz Gelbert, in einem silberbeschlagenen Mahagonisarg.

So zogen sie durch den weißgrauen Schnee, das rhythmisch schwankende Kreuz in den Händen des Küsters, die Ewig Liebende Gemahlin auf Kranzschleifen und am Kopf des Zuges, und hinter ihnen der Gemeindevorsteher, der Bankdirektor, Trudas einstige Untergebene, Nachbarn, Notabilitäten aus dem Bildhaueratelier und treue Grabsteinkäufer, Krämer, Kioskbesitzer und die beiden Kartuzer Taxifahrer – denn dieses Ereignis konnte sich niemand in der Stadt entgehen lassen –, und Stück für Stück arbeiteten die Schwestern sich vor zum Sarg. Mal schob sich Gerta, die älteste, von rechts eine Reihe vor, mal Truda, die mittlere, von links. Und so schlossen sie, trippelnd und scheinbar unabsichtlich schneller werdend, bei der frisch ausgehobenen Grube zur Gesetzmäßigen Witwe auf. Als sie sich am Sarg vis-à-vis gegenüberstanden, holte Ilda einen Lippenstift aus der kleinen Handtasche, die er ihr geschenkt hatte, und zog sich die Lippen nach. Die Leute erwarteten ein Schauspiel, also sollten sie eines bekommen.

Bevor es dunkel wurde, saßen die drei Schwestern in ihrem Haus in Dziejwca Góra am Tisch.

Truda fuchtelte wieder mit den Händen und redete zu viel. Erstaunlicherweise hielten nicht nur die Schwestern diese dürre Windsbraut mit den kurzen Beinen und dem langen Hals, der die vierzig längst hinter sich hatte, für schön. Vielleicht wegen des besonderen Charmes und des ungewöhnlich üppig sprießenden hellen, lebendigen Haars, vielleicht auch wegen der Art, wie Truda den Menschen in die Augen schaute – den Frauen herzlich und zugewandt,

den Männern kühn und herausfordernd –, die Leute fühlten sich zu ihr hingezogen. Denn sie lebte. Wenn sie zu einer der Schwestern oder zur Mutter ins Bett wollte, kroch sie einfach hinein. Selbst jetzt noch, da sie langsam, aber unausweichlich in die körperliche Unsichtbarkeit verschwand, liebte Truda das Leben, und das Leben dankte es ihr.

Neben ihr saß eigentlich Gerta, doch der Platz blieb fast die ganze Zeit leer. Gerta musste Tee kochen, für die durchgefrorene und aufgelöste Ilda eine Decke finden, eine Tischdecke auspacken, die Tischdecke ausbreiten, Brot fürs Abendbrot schneiden. Gerta war Trudas exaktes Gegenbild. Dunkles Haar, dunkle Brauen und blaue Augen, gebaut wie eine Schwimmerin, eine Athletin; in Marmor gehauen und ins Museum gestellt, hätte man sie bewundert. Doch die »Bohnenstange mit den zu großen Füßen« konnte sich nicht in ihren Körper einfinden. Sie war praktisch bis zum Gehnichts mehr, gründlich, dass es kaum zu ertragen war, fleißig, findig, verantwortungsvoll und mutig – und wusste doch immer, dass die Wäsche, die sie wusch, nicht weiß genug werden würde.

Mit diesem Charakter ähnelte Gerta von allen dreien am meisten ihrer Mutter Rozela, die im Bestreben, den Anforderungen des Lebens gerecht zu werden, anständig zu bleiben und alles richtig zu machen, immer ihren eigenen Weg ging. Als uneheliche Tochter einer unehelichen Tochter dazu bestimmt, in ewiger Schande zu leben, trug Rozela den Kopf hoch und hatte dies auch ihre Töchter gelehrt. Sie war vornehm. Obwohl Bäuerin. Sie war mutig. Obwohl Frau. Sie kam aus einem einfachen kaschubischen Bauernhaus, hatte weder das Alphabet noch die polnische Sprache richtig gelernt, doch sie hatte allein, ohne Mann, das erste gemauerte Haus in Dziewcza Góra gebaut. Vollgestopft mit Büchern, die sie nie würde lesen können.

Äußerlich kam Ilda der Mutter am nächsten. Sie hatte eine ähnliche Statur, war aber voller, als hätte sie von Rozela nur das Beste mitbekommen – den runden Busen, die breiten Hüften, die schmale Taille, die majestätischen Beine – und das noch vervielfacht. Nur die Beine waren ihr ein wenig krumm gewachsen. In den Knien gingen sie leicht auseinander, wodurch Ildas Gang an den eines Cowboys erinnerte. Und so war sie auch im Leben. Sie fuhr als Erste mit einem Motorrad durch die Stadt, in einer schwarzen Lederkombi, die sie erst auf Tadeuszs Geheiß gegen halbwegs feminin geschnittene Kleider eintauschte.

Heute aber, am Tag des Begräbnisses, wirkte Ilda wie eine der Heiligen aus der Kartuzer Kirche. Still, tief in Gedanken, den Blick aus der Küche hinaus über Hof und See in die Ferne gerichtet, ähnelte sie einer von Licht durchdrungenen Wachsfigur. Als hätte der gerade vergehende Tag ihr das Tor in eine andere Welt geöffnet. Doch im Geiste war Ilda noch immer auf der Herzstation im zweiten Stock des Danziger Krankenhauses in der ulica Kartuska, wo sich vor drei Tagen Tadeusz, der auf einem Metallbett mit gummierten Rädern schon mehr tot als lebendig dalag, mit einer Hand auf ein tausend Mal mit Ölfarbe übermaltes Nachtschränkchen gestützt und den Arzt gebeten hatte, seine Ehefrau hereinzuholen, um Ilda dann vor der nussfarbenen Wandvertäfelung, über einen kleinen Tisch hinweg, unter dessen weißer Lackierung graues, scharfes, ordinäres Metall hervorschien, mitzuteilen, das habe er seiner Treuen Gemahlin hoch und heilig versprochen. Und sie, Ilda, sei ja noch jung. Sie solle nicht ihr Leben mit ihm vergeuden. Seine Gemahlin werde sich um sie kümmern, falls er dieses Zimmer nicht mehr verlassen sollte. Nicht wahr, Gemahlin?

»Die Kaltherzige«. So stand es in kaltem Schwarz auf den Schleifenbändern.

Er war schon verheiratet, als sie sich kennenlernten. Ilda hätte ihn mit ihrem Motorrad fast ins Jenseits befördert. Was er als Zeichen ansah und mit der Sturheit eines Kindes zig Mal erzählte, als wäre sie nicht dabei gewesen: Dass just an dem Tag, an dem er endgültig den Glauben an seine prallen Madonnen verloren hatte und den Kritikern Recht geben wollte, ihm eine von ihnen erschienen sei – rittlings auf einer Sokół 1000. Und Ilda musste zugeben, dass die Statue aus weißem Zement, die mitten in Tadeuszs Atelier in Sopot stand, ihr – Ildas – Gesicht, ihre Brüste und ihren Hintern hatte. Es war keine Maria, wie man sie sonst zu sehen bekam.

Das Motorrad, die Sokół 1000, hatte sie im Januar 1945 aus dem Straßengraben gezogen – mit einer Kraft, die sie sich selbst nie zugetraut hätte –, nachdem hinter dem Haus in Dziewcza Góra auf der Straße nach Staniszewo der Treck vorbeigezogen war. Ein endloser Zug von Menschen mit und ohne Wagen, mit und ohne Kinder, bepackt mit großen Bündeln. Müde, gleichgültig gegen die Dorfbewohner, die sie aus den Fenstern beobachteten, hatten sie sich den Berg hinaufgeschleppt und im nassen Schnee eine sandige Spur hinterlassen. Plötzlich war die Stille von einem merkwürdigen Brummen durchbrochen worden. Als ob Bienen summten – doch woher hätten mitten im Winter so viele Bienen kommen sollen? Ilda hatte aus dem Fenster geschaut und gesehen, wie auf einmal die Leute schreiend auseinanderliefen, wie sie versuchten, sich im nassen Schnee zu verstecken, und dann war die Scheibe aus dem Rahmen gefallen. Warum war sie aus dem Haus gelaufen? Wie hatte sie, schwächling wie sie war, mit ihren kleinen Händen die schwere Maschine,

auf der noch ein Toter lag, aus dem Straßengraben ziehen können?

Wie von Sinnen war sie auf diesem Motorrad vor dem Toten und der an einen Baum gelehnten Frau davongerast, deren Blick ihr begegnet war – verwundert, aber tot. Vorbei an einem eingespannten Pferd, aus dem schon wer ein Stück Fleisch geschnitten hatte, vorbei an den in Panik zurückgelassenen Bündeln und Lumpenhaufen – bis nach Chmielno, wo sie beim Anblick des vertrauten Friedhofs wieder zu sich gekommen war.

In den darauffolgenden Tagen hatte sie mit ihrer Schwester, ihrer Mutter und den anderen Frauen aus Dziewcza Góra die Leichen begraben, ohne ihnen in die Gesichter zu schauen. Fünf Jahre lang, bis zu ihrer Flucht mit Tadeusz, vermied sie es, zum Hang hinüberzusehen.

Tadeusz Gelbert schien eine wahrhaft göttliche Macht über die Körper zu besitzen, die er aus dem Stein meißelte. Er kehrte nicht zu seiner Frau zurück, er ließ sich nicht scheiden. Als er Jahre später all ihre Kleider in den Ofen warf, konnte Ilda längst nicht mehr ohne ihn leben. Sie dachte, umgekehrt sei es genauso – überall auf den pommerschen Friedhöfen standen Madonnen mit ihrem Gesicht und ihren Brüsten, Engel mit ihren Händen und Füßen. Selbst ihr erster gemeinsamer Hund – ein Spaniel, die zottige Peggy – wurde im Grabmal des Danziger Prälaten in der Figur eines Greifs verewigt. Die Pfoten, das leicht gelockte Fell – scheinbar ein Löwe, aber in Wirklichkeit, nun ja, Peggy. Eine Schande.

Nach Jahren des Zusammenlebens begriff Ilda, dass die jugendlichen Motorradtouren in der Lederkombi noch gar nichts waren. Erst als sie mit hochgeschlossenem, gestärktem Kragen und der eleganten Spanielhündin an einer roten Leine durch die Straßen spazierte, wurde sie für die

Leute in Kartuzy zu Luft. Selbst in den Küchen, zwischen den Töpfen und Gerüchen, im Eifer der Vorbereitungen von Feiertagen und Festen existierte nur jene frühere Ilda.

Der Lippenstift am Sarg war also bloß ein Detail eines größeren Ganzen, in dem die Rollen fest verteilt waren und dessen krönenden Abschluss die schwarze Aufschrift auf der Trauerschleife bildete. Der Wind und der begriffstutzige Küster sorgten dafür, dass sie kilometerweit zu sehen war.

Gerta

1951, Spätwinter. Im Gleichschritt, Arm in Arm, marschierten die Schwestern zur abgelegenen Praxis eines Gynäkologen. In der Mitte ging dieses Mal Gerta, die immer auf die Meinung der Leute Bedachte und seit fünf Jahren Verheiratete, deren Ehe noch immer nicht vollzogen worden war. Die Feier zum vierten Jahrestag ihres ehelichen Zusammenlebens endete in einem Skandal, weil Edward, Gertas Mann, betrunken in der Kirche randalierte. Jetzt, da der fünfte Jahrestag nahte, drohte er damit, er werde sich auf den Markt stellen und in alle Welt hinausschreien, seine Frau sei unten vernagelt.

Abgesehen von der Neigung, nach übermäßigem Alkoholenuss Unfug anzustellen, war Edward Strzelczyk, Gertas Gemahl, ein sanftmütiger Mensch, der jede Gewalt verabscheute. Dennoch zählte ihre Ehe nicht zu den gelungenen. Truda und Ilda sagten schon lange, sie müsse zum Arzt, doch Gerta hatte eine Heidenangst vor dem neuen Kartuzer Krankenhaus, wo man die Frauen mit den Beinen an

Metallringen festband. Gerta würde sich niemals an den Beinen anbinden lassen! Also blieb alles, wie es war, bis Truda für die Schwester einen Arzt fand, der in der Stadt für seine verständnisvolle Art bekannt war. Er empfing seine Patienten nicht in dem schrecklichen Kartuzer Krankenhaus, sondern in einer Praxis, wo keiner dieser raffinierten neuen Gynäkologenstühle stand.

Die Praxis erwies sich als Zimmer in der früheren Pension Maria, die in Kartuzy keinen guten Ruf genoss. Es gab kein Schild an der Tür, und auch die Einrichtung erinnerte, wie die Schwestern beim Eintreten feststellten, nicht im Geringsten an eine Arztpraxis. Es war ein heruntergekommenes kleines Hotel, seit langem unbeheizt, mit einem Wartebereich hinter der Bar, aus der freilich der Alkohol verschwunden war, und mit einem scheußlichen weinroten Teppichbelag mit Flecken von Flüssigkeiten, deren Herkunft man lieber nicht wissen wollte.

Der Doktor wirkte überrascht, als die Schwestern ihr Anliegen vortrugen: *Non consummatum*, obwohl die Hochzeit fast fünf Jahre zurücklag. Er schaute mit weit aufgerissenen Augen drein und sagte, die Praxis sei eigentlich außer Betrieb, doch er bringe es nicht übers Herz, Pani Gerta fortzuschicken, und weil es so klirrend kalt sei und der Raum sich nicht heizen lasse, möge sie ihm doch bitte nach nebenan folgen, wo es wärmer sei. Dabei deutete er auf einen zweiten Raum, der an ein Kartenzimmer erinnerte und in dem einigermaßen ungeordnet verstaubte Tische, Stühle und Hocker herumstanden. Das Fenster war nicht verhangen, obwohl es zur ulica Sądowa hinausging, also entkleidete Gerta sich heimlich und nur unten und ließ den Rock an. Sie legte sich auf ein weinrotes Sofa, das extra für sie mit einem sauberen Bettlaken bedeckt worden war.

Der Doktor kramte im Hinterzimmer herum und verbot ihr, sich zu bewegen. »Sie haben großes Glück«, sagte er, »dass Sie mit der Jungfernhaut nicht an die Befreier geraten sind – die hätten Sie halb durchschneiden müssen, um einzudringen, und das wär's dann gewesen.« Zum Schluss, während er Gerta mit einer einfachen Taschenlampe zwischen die Beine leuchtete, benutzte er ein Endoskop aus Metall, das ein wenig aussah wie ein Lockenwickler. Er sagte, unten sei alles in Ordnung, sie werde Kinder bekommen. Er riet, dem Ehemann nichts zu verraten. Der solle sich freuen, dass er eine Jungfrau abbekommen habe, auch wenn er fünf Jahre warten müssen, um's herauszufinden. Die Schwestern gingen verwundert hinaus – die Menschen hatten den ganzen Krieg über auf jemanden gewartet. Sie warteten noch immer. Nicht allen war mit einem einfachen Schnitt zu helfen.

Und doch waren fünf Jahre eine lange Zeit. Gerta versuchte wirklich, eine gute Ehefrau zu sein. Sie kam jeden Tag in die Werkstatt. Um ihrem Mann Gesellschaft zu leisten. Sie setzte sich in das große Schaufenster, über dem außen das Schild mit der Aufschrift »Uhrmacher – Meister« hing, neben jenen Schreibtisch, mit dem ihre Ehe begonnen hatte. Sie stellte banale Fragen, erzählte, was in der Stadt und in Dziewcza Góra los war, sah ihrem Mann bei der Arbeit zu – kurzum, sie war für ihn da. Und keiner der beiden erinnerte sich mehr daran, dass an dem Tag, als sie einander begegnet waren, Edward in einer Aufwallung von Emotionen, deren Auslöserin sie, Gerta, gewesen war, alles heruntergeworfen hatte, was auf der Tischplatte lag – all die winzigen Zahnräder, Federn, seltsamen Hybriden, Schraubenzieher, Lupen und Kolophoniumstückchen, die wie Bernsteine aussahen. Damals waren sie, beide gleichermaßen erregt, gemeinsam auf den Knien herumgerutscht

und hatten alles wieder eingesammelt, wobei sie unbeholfen immer wieder aneinanderstießen. Seit sie seine Ehefrau war, räumte sie das Durcheinander jeden Tag alleine auf, ohne zu klagen. Sie sortierte die Schrauben in ein eigenes Kästchen, die Zahnrädchen in ein anderes und wunderte sich, wie wenig Zeit es brauchte, bis wieder alles auf der Tischplatte durcheinanderlag. Während sie die leeren Kästchen von der Fensterbank nahm, dachte sie, mit ihnen sei es ähnlich wie mit ihr, sie lägen herum, niemandem zu etwas nütze, doch gleich darauf schalt sie sich innerlich selbst für diese Schwäche.

Zur Mittagszeit verließ sie die Werkstatt, um aus der Küche der dahinter gelegenen Wohnung tadellos angerichtete Kartoffeln mit einem Stück Fleisch in Senfsoße, einem Klops oder einem Zwiebelhering zu holen. An den Nachmittagen brachte sie die Wohnung in einen ehedem Zustand: In dem einzigen, nicht ganz kleinen, aber dunklen Zimmer verzierte ein bestellter Handwerker mit Hilfe von Schnüren und Rollen die Wände, ein anderer schnitt den Schrank so zurecht, dass er zwischen Ofen und Fenster passte. Außer dem von Edward gekauften Ehebett, dem Schrank sowie einem Tisch und Stühlen brachte Gerta noch zwei Sessel unter. Mit der Zeit sollten noch zwei Klaviere hinzukommen, eines davon ein sehr anständiges Instrument, innen mit rotem Plüsch und Straußenfedern ausgekleidet – ein Luxus, dessen Sinn Gerta nie zu begreifen vermochte.

Nach dem Mittagessen nahm Edward sein Fahrrad und fuhr um die Seen. Gerta räumte währenddessen meist die Werkstatt auf, manchmal, wenn sie Lust hatte, beendete sie eine Arbeit ihres Mannes; während der langen Vormittage, an denen sie ihm auf die Hände schaute, hatte sie unbemerkt das Handwerk erlernt – sie wusste, wie man die